

Adolf Muschg

Rede zur Auftaktveranstaltung der Universität der Großregion (UGR)

Saarbrücken 30. April 2009

Nein, meine Damen und Herren, am Logo-Wettbewerb um die „Universität der Großregion“ beteilige ich mich nicht. Auf dem Briefkopf meiner Gastgeber steht ja schon ein Logo: die verkleinerte Karte eines unbekanntes Landes. Auf den ersten Blick hat es mich verwirrt, und auf den nächsten und übernächsten ins Träumen gebracht; und da Sie ja hier und heute keinen Politiker, sondern einen Schriftsteller zu diesem Tauffest geladen haben, muß auch Träumen erlaubt sein.

*I have a dream* – der Traum Martin Luther Kings hat vierzig Jahre nach seinem Tod immerhin bewirkt, daß wir heute einen schwarzen Präsidenten Amerikas haben: und zwar einen, der sich von den Schwierigkeiten des langen Wegs, den der Traum der Bürgerrechtsbewegung bis zu seiner Wahl zurückgelegt hat, Rechenschaft zu geben versteht, intellektuell und emotional. Das kann man als Leser an einem Buch „Dreams from my fathers“ – einem auch literarisch bemerkenswerten Buch – nachprüfen; und diese Nacharbeit ist unerlässlich, wenn der Träume in Wirklichkeit übersetzt werden sollen, mit der fortgesetzten Bereitschaft, Widerspruch zu erregen und zu ertragen. Dieser Übersetzungsprozeß aber ist demjenigen verwandt, in den das literarische Schreiben den Schreiber verwickelt. Wenn der Dichter, nach Thomas Mann, ein Mensch ist, dem das Schreiben schwerer fällt als anderen Leuten, und wenn er das Ungefähre haßt, so darum, weil es oft an einem einzigen Wort hängt, ob die Sprache den Punkt trifft oder verfehlt, an dem sie dem Leser ans Lebendige geht; an dem die Wirkung der Möglichkeitsform zum Funken wird, an dem sich eine neue Möglichkeit des Wirklichen entzündet.

Die Sache, von der wir reden, ist die Sache des Menschen; und die Universität müßte die hohe Schule sein, an der vermittelt wird, was der Mensch vor allem wissen muß: daß diese Sache nicht widerspruchsloser behandelt und verhandelt werden kann als der Mensch in Gottes Namen ist, und auch ohne Gottes Namen bleibt. In diesem Widerspruch steckt der Ursprung jener Erkenntnis, den fromme Schriften als Sündenfall beschreiben; in ihm steckt aber auch die Chance zur fortgesetzten Aufklärung über sich selbst, bei der die Qualität einer Antwort daran zu messen ist, ob sie zu größeren Fragen führt. Literatur ist Sprache in Frageform; die Universität

versehe ich als die institutionalisierte Frage einer Gesellschaft an sich selbst, als Testlabor ihrer Möglichkeiten, Werte und Perspektiven. Was Sie, verehrte Gründungsversammlung einer neuen Universität, mit dem Schriftsteller – er muß nicht Obama heißen – also gemeinsam haben, ist die Bereitschaft, sich den Widersprüchen bei der Übersetzung eines Traums auszusetzen und sie für die Wirklichkeit produktiv zu machen. Sie müssen gleichzeitig mit der Tatsache leben, daß es die Universität schon gibt, und daß sie immer noch erfunden werden will: das sind in Ihrem Fall keine Redensarten. Die Universität der Großregion besteht bereits aus fünf Universitäten vier verschiedener Staaten; und die Einheit, die sie herstellen, soll etwas Neues sein; es ist keine Fusion, aber auch etwas mehr als eine Kooperation: in der Politik würde man von einer Konföderation, einem auf Dauer angelegten Bündnis reden.

Wozu also verbünden Sie sich? Synergien, Rationalisierungsgewinne in Ehren; aber aus betriebswirtschaftlichen Überlegungen entsteht noch keine Universität; sie mögen *notwendige* Bedingungen des Zusammenschlusses sein, hinreichende sind es nicht. In der Medizin würde man sie als Nebenwirkungen betrachten – um so besser, wenn sie für einmal erwünscht sind. Aber die eigentliche *Raison d'être* einer neuen Universität muß die Verbesserung ihrer Frageform sein – sei es, daß sie für bekannte Fragen bessere Antworten findet; sei es, daß sie bekannte Antworten ganz neu in Frage zu stellen weiß.

Einem Schweizer fällt die Sympathie mit Ihrem Projekt nicht schwer; einiges daran kommt ihm auch strukturell bekannt vor – dafür bringt er das nötige föderalistische Training mit. Wenn man fünf Institutionen an einem Projekt beteiligen will, muß man dazu fünf Themen finden, je einem Teilnehmer die Federführung und je einem andern die Stellvertretung überlassen, und zwar so, daß nicht nur jeder in beiden Eigenschaften einmal zum Zuge kommt, sondern auch seine Eignung zu ihrem Recht, und überdies der kulturelle Proporz gewahrt wird – genau so wird in der Schweiz politisch gerechnet, nach diesem System wird etwa auch die Landesregierung bestellt, und sie funktioniert um so besser, je fühlbarer sie das Produkt kultureller Rücksicht ist. Föderalismus ist immer ein Kunststück der Balance; dabei gebietet die Praxis, Grenzen zu überschreiten, und gleichzeitig gebietet die Rücksicht, sie zu respektieren. Man kann föderalistische Kultur auch als die bestmögliche Umgangsform mit Differenz betrachten, das heißt: sie kommt ohne einen Begriff von Identität nicht aus, der anspruchsvoller ist, als derjenige nationaler

Zugehörigkeit. Und da es in Europa, und für Europa, kein notwendigeres Projekt gibt, als die tätige Legitimation der Verschiedenheit, und das heißt: Freude nicht am Gleichen, sondern am Ungleichen, Neugier für das real Andere, wäre damit schon das eigentliche, wenn auch empfindliche Fundament bezeichnet, auf das Ihre neue Universität bauen kann – oder vielmehr: zu bauen wagen muß. Sie wäre ein zentraler Beitrag zur Konkretisierung Europas, das für die überwältigende Mehrzahl der Europäer eine zwar real existierende, aber für die eigene Existenz oder gar Identität nicht zwingende, geschweige denn lockende oder für den Alltag wirksame, für die Loyalität verbindliche oder gar unentbehrliche Größe ist. Dafür ist Europa zu groß, oder zu weit entfernt. Es gibt bis heute keine europäische Öffentlichkeit, wie es eine US-amerikanische Öffentlichkeit gibt. Und über die Frage, „wie viel Einheit die Europäer brauchen“, läßt sich trefflich, und leider unnütz streiten, so lange sie abstrakt oder „von oben“ gestellt wird. Eine von verschiedenen Europäern gemeinsam betriebene Universität ist der Ort, sie in einer realen Lerngemeinschaft er praktisch zu stellen und solide zu beantworten – im Geist versöhnlicher Differenz und konstruktiven Widerspruchs, ein Lernziel, an dem nichts akademisch ist.

Als Europäer, leider noch nicht EU-Bürger, glaube ich, daß die Beweiskraft dieses Universitätsversuchs, weil er auch für Europa konstitutiv ist, über Europa hinaus ins Weltbürgerliche weist, denn ihrem Sinn und Ursprung nach ist die akademische Existenz eine kosmopolitische. Und daß ihre Trägerschaft in diesem Fall eine regionale ist, bestätigt mich in dieser Hoffnung und verstärkt sie: für meinen Landsmann Denis de Rougemont, einen großen Europäer, war die grenzüberschreitende Region – nicht die Nation, auch nicht die Stadt – der eigentliche Stützfeiler einer föderalen Reorganisation der Weltgesellschaft; eine Einheit, groß genug, um die Pluralität ihrer Bürgerinnen und Bürger zu gewährleisten, kompakt genug, um das Wir-Gefühl zu aktivieren, und gewachsen genug, um Zukunft mit Herkunft zu verbinden. Die Region kann mehr sein, muß mehr werden als ein wirtschaftlicher Zweckverbund ohne gemeinschaftliche Kultur – und das heißt: ohne die alltägliche Erfahrung von Differenz; in der Region kann die Bereitschaft gelernt werden, Differenz, wo nötig, aufzuheben, aber nicht weniger die Bereitschaft, sie wo immer möglich bestehen zu lassen, zu würdigen als das eigentliche Salz in der Suppe.

Aber ich gestehe Ihnen auch: es ist zugleich das Unbekannte, ja Befremdliche an dem kleinen Kartenbild auf ihrem Logo, das mich fasziniert. Dieses Land gibt es

nicht, jedenfalls nicht als Verwaltungseinheit; es ist eine Entdeckung – aber auch eine der Vergangenheit. Denn was noch nicht ist, was als Einzugsgebiet einer *Grande Région* erst werden soll, erinnert doch bereits an viel. Mich erinnert es an das Burgund Karls des Kühnen, dessen Blut meine Landsleute bei Nancy vergossen haben – Teil einer schweizerischen Heldenlegende, und ich bin nicht stolz darauf – schon eher darauf, daß der französischsprachige Teil meines Landes bis heute burgundisch geprägt ist, vom Jura bis ins *Pays de Vaud*. Aber noch deutlicher erinnert mich Ihre akademische Ordensprovinz an eine viel ältere Teilung Europas, die für seine Geschichte zugleich konstitutiv gewesen und fatal geworden ist: die karolingische in ein deutsches Ost- und ein französisches Westreich, aus dem ein Jahrtausend später eine sogenannte Erbfeindschaft erwachsen ist. Europa mußte erst einmal an ihr zugrunde gehen, bevor es überhaupt als vereinigter Erdteil aus Trümmern und Asche neu geschaffen werden konnte. Aber bei diesem Einigungsprozeß sind auch die Spuren des Mittelreiches wieder hervorgetreten: jenes Lotharingen, das einmal von der Nordsee bis nach Sizilien reichte – auch die Schweiz gehörte dazu – und das eigentlich der mit Städten, Ressourcen und Wohlstand am meisten gesegnete Teil des karolingischen Imperiums war. Doch hatte er unter dem doppelten Druck von Osten und Westen als Einheit keine Chance; er wurde von beiden Seiten geschmälert und zerstückelt, bis von ihm nur noch Bruchstücke einer alten Landbrücke übrig waren, Das ehemalige Mittelreich, das in sich auch kulturell nie eindeutig und darum für den modernen Nationalgeist doppelt angreifbar war, reduzierte sich zur Grenzbefestigung oder wurde, wenn die Not der andern wieder einmal kein Gebot kannte, zum Schlachtfeld. Erst als sich die Europäer endlich ausgeschlachtet hatten, durfte sich die Kampfzone wieder als jenes Kerneuropa zeigen, das sie immer gewesen war, und die Hauptstädte der Europäischen Union, von Brüssel über Luxemburg bis Straßburg, liegen wie Klammern auf der endlich verheilten Wunde, die Europa in seinen Bürgerkriegen zerrissen hat. – Äußerlich ähnlich, wenn auch in den Konsequenzen gründlich verschieden, hat auch die untergegangene Donaumonarchie im Phantom „Mitteleuropa“ weitergelebt, das über den Gräben und Mauern des Kalten Kriegs schwebte und den Fortbestand des europäischen Zusammenhangs wenigstens in Köpfen und Gefühlen sicherte.

Ich erkenne in dem Gebiet, das Ihre Universität der Großregion als Grundlage reklamiert, einen Teil dieser europäischen Versöhnungs-Topographie, und sie läßt

mich für Gründung und Bestand ihrer Institution das Beste hoffen und wünschen. Es kann in Europa gar nicht genug trainierte Mauerspringer geben, und als Schweizer nehme ich für mich in Anspruch, daß es gerade die Zweisprachigkeit Ihrer Universität ist, die mich heimatlich berührt – es wird hoffentlich nicht bei zwei Sprachen bleiben. Auch das Pfingstwunder bestand ja nicht darin, daß alle die gleiche Sprache redeten, sondern darin, daß jeder die Sprache des andern verstand. Michelet hat über Frankreich einen wunderbaren Satz gesagt, den ich für Europa in Anspruch nehmen und Ihrer Universität als Devise weitergeben möchte: *La France a fait la France par un lent travail de soi sur soi*. Nichts an Europa macht sich von selbst, und immer weniger darf den Machern überlassen bleiben: Europa muß sich *bilden* zu sich selbst, und es ist ein schöner Gedanke, Ihre neue Universitätsprovinz als Teil dieses sich zu sich selbst bildenden – im doppelten Wortsinn: bildenden Europas zu sehen. Ich lese das Land auf ihrem Logo nicht als Versuch von fünf Universitäten, größer zu werden, sondern als *qualitatives* Wachstum mit noch unberechenbaren Folgen: eine Kernfusion, die bisher versteckte Energien freimacht: wofür? Ich glaube, das dürfen wir noch nicht zu gut wissen. Das Neue wird nicht auf dem Papier oder im Kopf neugeschaffen, sondern allein durch Erfahrung eröffnet. Eine Universität – auch wenn sie rechnen muß – ist kein Ort des Kalkulierbaren. Sonst wäre sie kein Ort der Hoffnung.

Ich habe immer gern Karten gelesen – lieber als Programme. Darum glaube ich auf der kleinen Logo-Karte besser zu erkennen, als in den fünf Moduln der Projektskizze, was an der UGR zu gelingen verspricht. Aber Ihre hohe Schule bleibt ein Grenzgang, auch in Kerneuropa (das überall und nirgends ist), sie verlangt immer noch gewissermaßen ein Hochseil-Training, – und zugleich viel Fehlerfreundlichkeit gegen sich selbst: europäischen Humor. In meiner Jugend sah ich eine „Adamsson“-Bildgeschichte des Comic--Pioniers Gulbransson. Adamson, der kleine Mann mit dem großen Kopf und drei Haaren drauf, sieht zwei schwer Betrunkene durch die Gasse wanken; in diesem Zustand werden sie nie nach Hause kommen. Da er ein hilfsbereiter Mensch ist, faßt er die beiden unter, einen links und einen rechts. Ein Schutzmann – so hieß der Polizist damals noch – beobachtet die Szene und findet, er müsse eingreifen. Da er aber nicht alle drei verhaften kann, entschließt er sich, nur den in der Mitte zu nehmen; der schwanke am meisten.

In diese Lage kommt jeder, der Europa auf den Weg bringen will: er muß auch noch Spaß an der Rolle des Dummen haben und über seinen eigenen Schaden

mitlachen können. Europa ist lange genug der Erdteil der Berauschten gewesen; jetzt gehört er denjenigen, die nicht mehr die Dummen ihrer eigenen Geschichte bleiben wollen. Sie brauchen archimedische Punkte, wo sie, wenn alles zu fließen scheint, immer noch stehen können, um die chronisch aus den Angeln gehobene Geschichte dieses Erdteils wieder einzurenken. Als einen solchen Ort betrachte ich Ihre Universität.

. Und komme damit zu einem mir besonders wichtigen Thema: es heißt Lokalisation. Bis vor kurzem hat man auch im universitären Zusammenhang überwiegend von Globalisierung geredet. In den letzten Jahren meiner Tätigkeit an der Zürcher ETH wurde die Kooperation dreier Hochschulen, die auf verschiedenen Kontinenten liegen, räumlich: durch Welten getrennt, als Errungenschaft gefeiert. Das war der Trend: die nicht mehr an Raum und Zeit gebundene Hochschule. Sie paßt zu der von Thomas L. Friedmann gefeierten „flachen Welt“. Was Sie vorhaben: ist ein Gegenbeispiel: den räumlichen Zusammenhang – der zugleich ein geschichtlicher ist – zu legitimieren und seine Energien zu nützen. Dafür muß man sie wieder entdecken, und diese Entdeckung führt über die räumliche Nachbarschaft in die Tiefe der Zeit. Beides glaubt die Flache Welt überwunden zu haben – und hat dabei nur das spezifische Gewicht dieses Ortes, dieser Zeit, dieses Augenblicks abgeworfen, als wäre es nichts als Ballast. Die Pointe der Lokalisation ist für Ihr Projekt – neben derjenigen der Grenzüberschreitung – besonders hoffnungsvoll, ein produktiver Widerspruch gegen die *fable convenue* der Globalisierung. Wir brauchen Akademiker, nein: Menschen, die Grenzen ernst nehmen; und wir brauchen solche, für die ein Ort etwas anderes ist als ein Standort – ein, woran Enzensberger gerade in seinen Krisen-ABC erinnert hat, militärischer Begriff, den die Ökonomie übernommen hat, als sie die Welt für sich zu erobern glaubte. Erobert hat sie, aber keine Welt. Zu einer wirklichen Welt gehört die Verbindlichkeit von Raum und Zeit. Denn sie bezeichnen die Grenzen des Menschen, und er tilgt sie nur um den Preis seiner Menschlichkeit. Erde hat mit Unveräußerlichkeit zu tun. Sie läßt sich nicht ungestraft in ein Finanzprodukt verwandeln. Boden ist keine Substanz, die man in Blasen des Wachstums verpuffen läßt. Er ist natürlich auch nicht mehr Blut und Boden unseligen Angedenkens. Aber er bleibt die Wurzel unseres Da-Seins, das kein Dort- und Überallsein ist. Er ist die Quelle einer Identität, die nicht einfältig sein muß. Das Substrat Ihrer Uni verbietet die Einfalt. Es ist zukunfts-trächtig, weil es

gegenwartsfähig ist, und weil es Freude hat an den Konflikten und Widersprüchen der Gegenwart. Das nenne ich: Universitätsreife.

Auch Ihre Uni, meine verehrten Damen und Herren, ist natürlich nicht, was sie sein sollte. Denn die Uni ist nie, was sie sein sollte – das ist ihr Beruf. Aber zugleich muß sie sich hüten, ihn als Alibi in Anspruch zu nehmen. Natürlich kann sie – auf dem Papier – nicht beides sein, eine Verkörperung des kategorischen Imperativs „handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person wie auch in der Person jedes anderen, zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst“ – *und* Berufsvorbereitung für einen Markt, der eben dies verlangt: daß ich andere Menschen vor allem als Mittel für Tätigkeiten brauche, die mir (oder meinen Geschäft) Gewinn bringen. Auf dem Papier, sage ich, kann sie nicht beides sein, solange ihr dieses Papier bei der Politik die Mittel für ihre Existenz verschaffen muß. Aber wehe ihr, wenn sie in ihrer Praxis, im Umgang mit Menschen, Einzelnen, nicht mit doppelter Zunge sprechen und ein zweckfreies Studium ermöglichen kann – auch ihren Geldgebern zuliebe; denn Humboldts Wahrheit gilt immer noch, und mehr als je, daß dem Gemeinwesen nur wirklich dient, wer eine Sache um ihrer selbst willen studieren und betreiben gelernt hat. Ihr Nutzen ergibt sich eben daraus, daß man nicht zum vornherein darauf geschielt hat, und dieser Blick erweist sich am Ende auch als der einzige wirklich gewinnbringende. Der Ort, sich diesen Blick zu erwerben, ist die Universität; das ist der tiefere Sinn ihrer akademischen Freiheit: eine Sache um ihrer selbst willen studieren zu dürfen. Wenn Kunden vor allem Verbraucher sind, dann dürfen Studenten niemals nur Kunden ihrer Universität sein. Denn diese ist nicht zum Verbrauchen, sondern zum Produzieren geschaffen, und nur als Produzenten vermehren die Studenten die Substanz des Hauses. Seine Exzellenz mißt sich an der Qualität der Fragen, die es stellt – zuerst an sich, dann an die Gesellschaft, dann aber auch: weil Fragen human ist, ein Wert an und für sich.

Kann die Universität zugleich eine Stätte der Bildung, und ein Ort der Ausbildung sein? Auf dem Papier nicht – jedenfalls, wenn es nicht nur geduldig, sondern ehrlich ist. Natürlich hat das Motiv ökonomischen Gewinnstrebens schon in seinem Ansatz und Ursprung nichts mit dem primären Auftrag der Universität zu schaffen: der Erziehung der Person zur Persönlichkeit, mit dem Mut und der Kraft zur verantwortlichen Autonomie. Das Interesse der real existierenden Politik an diesem Erzeugnis ist vor allem rhetorisch. In Festreden feiert sie es; in der Praxis – und in dem Maximen ihrer Förderung – steht sie auf dem Standpunkt: Uni muß sich lohnen.

Sie verlangt entsprechende Garantien, nach der Devise – ihr Schöpfer war übrigens Lenin: – Vertrauen ist gut, *Controlling* ist besser. Entsprechend ist die Uni heute mit einem großen Apparat zur Kontrolle ihrer sogenannten Effizienz und zur Messung ihrer Exzellenz beschäftigt: als wäre diese Selbstkontrolle nicht nur möglich, sondern auch ihr eigentliches Kerngeschäft. Natürlich sind Fächer und Bereiche besonders förderungsgeeignet, in denen sich Wachstum tatsächlich messen läßt, nämlich daran, ob sie sich auf dem Markt auszahlt. Dabei argumentieren Bildungspolitiker gern demokratisch: sie wollen keine Spielwiesen für blinde Autoritäten unterhalten, die den Nachweis dessen, was sie bringen, schuldig bleiben. Gut so – merkwürdig ist nur, daß sich dieselben Politiker in ungebrochener Blindheit auf Gottes verborgene Hand im Walten des Marktes verlassen und – ohne im übrigen an diesen Gott glauben zu müssen, was Adam Smith sehr wohl tat – den Markterfolg betrachten, als wäre der das Jüngste Gericht. Ihr Gott wird die Seinen – das ist ihr Glaubensbekenntnis – in einer Art darwinistischer Selektion schon herauszufinden wissen. Aber dafür sollen sie schwer arbeiten, denn im Schlaf gibt er`s ihnen jedenfalls nicht, und für den Schlaf der Universität zu zahlen ist die Gesellschaft nicht bereit.

Gut so, kann man dazu nur nochmals sagen – nur ist die Wahrheit von Grundsätzen immer daran zu erkennen, daß ihr Gegenteil genau so wahr ist, und dieses doppelte Wahrheit – Niels Bohr hat sie in den Symmetriegesetzen der Teilchenphysik beobachtet, aber sie war schon Goethe bekannt – läßt sich auf dem Papier nicht eben leicht vertreten, besonders, wenn es das Papier eines Förderungsgesuchs oder einer Stellenbewerbung ist. Dennoch braucht die Gesellschaft wenigstens *einen* Ort, an dem es bekannt ist und gelehrt und gewürdigt werden kann: dieser Ort ist die Universität. Sie hat auch für intelligente Muße zu sorgen, denn Muße ist die griechische Ursprungsbedeutung von Schule, *S-cholē* – das heißt: Zeit zur Reflexion, Meditation, Nachfrage, was wir tun, und was zu tun bleibt und eigentlich zu tun wäre. Diese Art Nachfrage ist im Marktschema Angebot-Nachfrage nicht vorgesehen: man muß sie sich herausnehmen, und den Gebrauch der Freiheit ehren, bevor man ihren Mißbrauch fürchtet. Gewiß, es ist wahr, daß die Universität von sich aus auf ein Ding wie die Bologna-Reform aufgrund Humboldtscher Prämissen gewiß nicht gekommen wäre; dafür brauchte es den Druck einer an wirtschaftlichen Prioritäten orientierten Politik, die da sagte: friß oder stirb – nämlich an Irrelevanz. Wir brauchen eine Universität, die den erwünschten

Zustrom von Auszubildenden akkommodiert – darauf hat sie sich einzurichten. Kann sie es nicht, so gründet eben die Wirtschaft selbst die Universitäten, die sie braucht und an denen sie sich einen brauchbaren Nachwuchs besorgt.

Der Markt hat, strukturell betrachtet, die Reformpostulate von 68 auf seine Weise radikalisiert: was sich der Logik des Zweckhaften nicht beugen kann, hat keinen Platz und bekommt auch keine Stelle an der Universität. Oft genug war auch das die Reform tragende Personal dasselbe: beim Marsch durch die Institutionen haben sich auch die Marschierenden zur Kenntlichkeit verändert: ihr Dogma hat nur die Farbe gewechselt. Der anarchische, soll heißen: herrschaftsfreie Ansatz, in dem die Revolte angetreten war, hat den Widerspruch ihrer Organisation nicht überlebt: die Organisation bleibt stärker, denn sie kanalisiert, qualifiziert und selektioniert; unter dem Strich bleibt von der angestrebten Freiheit nur noch die Entfesselung des Marktes übrig. Dagegen hat die Reform keinen Widerspruch mehr zu melden gehabt; lieber hat sie sich selbst institutionalisiert. Am Ende hat sogar die Autorität, die man gern abgedankt hätte, wieder durchgeschlagen, nur war es nicht diejenige eines universitären Kanons, sondern diejenige des Erfolgs, an dem sich auch Ordinarien – oder was von ihnen übrig geblieben ist – messen lassen müssen. Da der Markt keinen Widerspruch zu sich selbst kennt – ist er begründet, so zeigt sich dies an seinem Erfolg, und damit wird er zum Wettbewerber unter andern – fehlt ihm die Grundlage, wenn er *anders* begründet werden müsste, im Diesseits oder Jenseits des Marktes. Diese Dimension, die einmal die eigentliche Domäne akademischer Bildung war, gibt es an einer Universität nicht mehr, die sich als Kompetenzzentrum professioneller Ausbildung versteht. Diese Universität kennt nur noch Optionen; für Alternativen ist sie nicht mehr eingerichtet.

Ein Ruf wie: um Gottes willen, kehrt um! ist von der Universität, die wir für unmittelbar nutzbringenden Gebrauch reformiert haben, nicht zu erwarten. Sie hat gelernt, Realitäten zu modellieren, aber es liegt ihr ferne, sie zu verändern. Wenn die Veränderung in der Sache dringend geboten wäre, hat sie – und hat die Gesellschaft – Pech. Die Universität hat sich, wie andere Agenten der Gesellschaft, daran gewöhnt, Werte an ihrem Preis zu messen und als Kostenfrage zu behandeln. Sie hat keinen Hut mehr, aus dem sie die plötzlich verlangten *verbindlichen* Werte zaubern kann. Sie ist eine programmierende, aber keine prophetische Institution; diese wäre ja auch ein Widerspruch in sich selbst. Sie fördert keine Analytiker, sie beschäftigt Analysten – um mich diese denglischen Unworts zu bedienen, und um es

gleich zu toppen: sie müssen Sinn machen. Einen Sinn haben, das heißt: die Sinnfrage zureichend oder überhaupt zu stellen, gehört nicht mehr zum Kerngeschäft der Universität, darum gehören auch die Geisteswissenschaften immer weniger dazu, wohin solche Fragen kostensparend ausgelagert werden. Was der Zweckfreiheit verdächtig ist, genießt an der reformierten Universität weder Priorität noch Prestige; brotlose Künste lehrt sie lieber nicht, das sehen ihre Geldgeber nicht gern. An die Stelle der ehemals philosophischen Fakultät I ist ein Fachbereich namens Kulturwissenschaft getreten, eine Bildung im Überblick, die jene Ganzheit und Vielseitigkeit simuliert, die der Universität, trotz ihres Namens, verlorengegangen ist. Aber ist sie nicht auch faktisch außer Reichweite des Zeitgenossen geraten?

Ja, und nein. Exemplarisch läßt sie sich an jedem universitären Fach trainieren – auch und gerade an den sogenannten exakten, etwa an der Physik, welche wie keine andere moderne Naturwissenschaft die Voraussetzungen dafür zu bieten hat, die eigenen Grenzen – das Dogma der Naturgesetzlichkeit – zu reflektieren und zu überschreiten. Um es mit Lichtenberg zu sagen: wer nur die Chemie versteht, versteht auch die nicht recht. Die Universität, welche den Herausforderungen der Realität – zuerst der durch menschliche Technologie geschaffenen – gewachsen sein will, muß zugleich bereit sein, die Widersprüche mitzuführen, ernst zu nehmen und gewissenhaft zu lehren und zu lernen, die in ihrer eigenen Sache selbst liegen. Etwa denjenigen, daß der Mensch wesentlich keine statistische Größe ist, auch wenn Lebensversicherungen oder ökonometrische Gleichungen ihn als solchen behandeln müssen. Dann muß man wissen und sehen, daß das Gegenteil der Sätze, welche die statistische Betrachtung nahelegt, genau so wahr ist, und – je nach Kontext – nicht nur ein bißchen wahrer, sondern sogar kategorisch wahr. Wir lieben als Einzelne; wir sterben einzeln; davon befreit uns keine statistische Betrachtung: die existentielle verlangt eine andere Sprache, und die muß in jedem Fachbereich gelernt werden. Denn auch als nur statistisch relevante Wesen leben und sterben wir immer noch einzeln – und dann auch noch einsam.

Oder nehmen wir den Begriff der Mehrheit, natürlich ist sie für den demokratischen Prozeß unverzichtbar, und es war kein geringer Fortschritt, ihr das entscheidende Wort in eigener Sache zu überlassen. Dennoch ist es nie ein letztes Wort; dennoch – oder darum – ist es nicht weniger wahr, sondern noch ein bißchen wahrer, und in konkreten Fällen sogar allein wahr, daß gerade die Demokratie mit

dem Einzelnen steht und fällt: seiner Zivilcourage, seiner Selbstverantwortlichkeit, seinem bürgerlichen Gewissen. Es ist mindestens gleich wahr, daß man Stimmen zählen, wie daß man sie wägen muß: der gute Sinn der Mehrheit kann zum Unsinn werden, wenn sie dem Gewissen des Einzelnen Gewalt tut.

Oder: wir wissen, daß es wissenschaftlich geboten und praktisch unumgänglich ist, komplexe Sachverhalte auf Modelle zu reduzieren, die der Rechner bearbeiten kann. Zugleich bleibt es wahr, daß die sogenannte Komplexität eine Eigenschaft des Lebens ist, die nur um den Preis des Lebendigen daran wegreduziert werden kann – und daß es darum ein Nonsens ist, einem Computermodell diese Komplexität nachträglich in Form neuer Parameter wieder zuzusetzen, wie industriell hergestelltem Brot die Spurenelemente, die man ihm zuvor entzogen hat;. Die Kurve, die dabei herauskommt, bleibt ein Phantom, auch wenn es – in Grenzen – nützlich sein mag; aber es bleibt unwissenschaftlich, wenn ich es moralisch ausdrücken darf: unwürdig, diese Grenzen nicht zu kennen und zu ignorieren. Von Schelling stammt das Wort, es gebe wohl einen geistreichen Irrtum, aber keinen seelenvollen – das ist natürlich nicht platterdings wahr; aber es kann vergleichsweise, und im Kontext, wahrer sein als die Gegenbehauptung, auf der ein großer Teil des Wissenschaftsbetriebs gründet – wie wissenschaftlich kann er sein?

Die Universität: zur Zeit ist es eine Utopie, daß man an ihr nicht nur lernen soll, Wissen aufzunehmen, sondern gleichzeitig lernt, es subversiv zu betrachten, mit dem ihm immanenten Widerspruch zu konfrontieren und es dadurch zu humanisieren, das heißt: dem Menschen, der da lehrt und lernt, ähnlicher zu machen. Denn dafür müßte er mit jedem Wissen auch die Freude am Nichtwissen dazulernen, und die Lust, scheinbar definitiv Gewußtes zu falsifizieren. Ich plädiere hier für eine humorvolle Universität, freundlich, darum nicht gleich duldsam gegen ihre eigenen Fehler und Defizite; eine Universität, welche die tiefere Ironie ihrer Gegenstände begreift, die sich ihr zugleich so und nicht anders, und so *und* ganz anders zeigen können. Das wäre die Gestalt, in der die Wirklichkeit auch und gerade, und vielleicht nur an der Universität der Gesellschaft begegnet. In ihrer Behandlung gewänne die Universität wieder etwas von ihrem Wortsinn – Vielseitigkeit – zurück, und zugleich ihren guten, wenn auch nicht bequemen Sinn für die Gesellschaft. Übrigens auch: von ihrem politischen Sinn; sie gäbe der Politik so wenig wie der Wirtschaft, was sie verlangt, sondern was sie braucht; denn beide Bereiche können die Verallgemeinerung ihrer Tätigkeit im Geist einer humoristischen Universität sehr wohl gebrauchen. Sie wäre

eine Metamorphose jenes kategorischen Imperativs, den sich die Gesellschaft in seiner *moralischen* Form nicht mehr gefallen läßt – und wohl mit Recht, denn er entspricht der Pluralität unserer Wahrnehmung nicht mehr. Humor aber ist unter allen kulturellen Umständen, gerade den kritischen, lebensfähig und zivilisationsmächtig.

Ich sehe das utopische Land auf Ihrem Logo als Versprechen für diese ironische Pluralität der Wissenskultur, die nicht exklusiv, sondern inklusiv ist, auf den Widerspruch des ganz Anderen auch in dieser Form gefaßt, und fähig, ihm mit Respekt zu begegnen. Und hier würde sich die Welt, die ich Ihrer Großraumuniversität wünsche, wiederum mit der Arbeit der Schriftsteller berühren. Ob das Ganze etwas taugt, zeigt sich nur an der Kultur und Phantasie, mit der er das Einzelne behandelt, Wort für Wort und Satz für Satz. Ich wünsche Ihnen viel Glück auf einem Weg, dessen gutes Ziel davon abhängt, mit wie viel Liebe sie bei jedem Schritt verweilen, und von der respektvollen Ironie, mit der sie sich dabei auf die Finger sehen.